Das Burgfräulein.

Roman von Friedrich Friedrich.

(10. Fortsetzung.)

Was Renno beabsichtigt, hatte er erreicht; die Arbeiter, welche er schonungslos antreiben ließ, um das durch den Durchbruch des Dammes Verwüstete wieder herzustellen, waren hierüber erbittert, und ihr Groll richtete sich gegen den, durch dessen Schuld ihnen diese Ueberbürdung bereitet wurde. Daß Heß die That begangen hatte, darüber war keiner von ihnen im Zweifel, und sie beschuldigten ihn derselben offen.

„Könnt Ihr beweisen, daß ich es gethan habe?" rief er lachend; „was kümmert mich der Damm, denn ich habe dort oben ja nichts mehr zu suchen. Zeigt mich doch dem Gericht an, wenn Ihr glaubt, daß ich es gethan habe: es wird mir lieb sein, den kennen zu lernen, der mich zu beschuldigen wagt; nur seht Euch vor, daß es Euch nicht an Beweisen fehlt!"

Er führte ein wildes Leben und war in der Bergschenke an jedem Tage zu finden. An Geld fehlte es ihm nicht, woher er dasselbe hatte, wußte jedoch Niemand, denn er arbeitete nur wenig; man sagte ihm nach, daß er durch Wildern das Geld verdiene, und er war in der Th früher ein gefürchteter Wilddieb gewesen. Die alte Leidenschaft war nie in ihm erloschen, er hatte sie nur eine Zeit lang unterdrückt, weil die Förster ihm nachstellten.

Bei Barbara war Heß seit langer Zeit nicht gewesen, und sie hoffte schon, daß der rohe Mann sie vergessen habe, da trat er eines Tages, als sie allein mit ihren Kindern sich im Hause befand, unerwartet zu ihr in's Zimmer. Es dämmerter bereits, so daß sie ihn auf den ersten Blick nicht erkannte; erschreckt fuhr sie zusammen, als sie ihn erblickte.

Er war angetrunken und trat halb schwankend vor sie hin. „Du hast mich wohl nicht erwartet", sprach er; „ich bin freilich lange nicht hier gewesen, wenn ich auch oft an Dich gedacht habe."

Barbara vermochte kaum zu antworten, Angst überfiel sie in der Nähe dieses Mannes; sie wollte sich erheben, um Licht anzuzünden.

Heß trat ihr in den Weg. „Wohin willst Du?" fragte er.

„Ich will Licht anzünden", gab sie zur Antwort.

„Bleib sitzen, es ist noch hell genug zu dem, was ich Dir zu sagen habe", fuhr Heß fort. „Sieh, ich bin absichtlich nicht gekommen, um Dir Zeit zu lassen, Dir zu überlegen, daß es nicht gut ist, wenn Du allein dastehst. Dein Bruder arbeitet freilich für Dich, wenn er indessen die Arbeit verliert oder fortgeht, Dann bist Du wieder in Noth."

„Nein", gab Barbara zur Antwort; „ich bin jetzt gesund und kann wieder arbeiten."

„Hahaha! Du bist eine Thörin, da Du ein besseres Leben führen könntest!" rief Heß lachend; „sieh, sieh, man kann auch ohne Arbeit Geld verdienen!" Er zeigte ihr eine Hand voll harter Thaler.

„Die Arbeit bleibt der beste Weg, um Geld zu verdienen", entgegnete Barbara.

„Glaubst Du, ich habe dies nicht auf ehrliche Weise erworben? Es werden bald ganz andere Zeiten kommen, wo wir nicht mehr gezwungen sind, uns für wenige Groschen zu mühen. Wir werden uns unsere Arbeit bezahlen lassen, so hoch es uns beliebt. Höre mich an. Ich war gestern in der Stadt. Dort geht es lustig her, denn die meisten Arbeiter, die Zimmer- und Maurergesellen, die Arbeiter in der großen Eisenfabrik haben die Arbeit eingestellt und es geht dort anders her als hier, wo ich ein Gleiches im Sinne hatte.

Dort ist Alles organisirt, es stehen entschlossene Männer an der Spitze und an Geld fehlt es ihnen nicht. Sieh, dies Geld haben sie mir gegeben, damit ich hier auf dem Lande in ihrem Sinne wirke. Die Bewegung soll gleichzeitig durch das ganze Land gehen, jede Arbeit soll eingestellt werden. Wenn kein Fabrikherr mehr einen Arbeiter findet, wenn der Bauer selbst hinter dem Pfluge gehen muß und seine Ernte auf dem Felde verkommt und verdirbt, weil es ihm an Armen fehlt, um sie heimzubringen, wenn sich Niemand mehr für die Reichen müht und quält, wenn sie Niemand haben, den sie drücken und ausnutzen können, dann sind wir die Herren. Wir haben dann die Macht, und wenn wir nicht wollen, so rühren wir nicht eher wieder die Hand, als bis sie uns die Hälfte ihres Vermögens geben. Sie müssen es, denn ohne uns würden sie trotz ihres Geldes verhungern!"

Barbara antwortete auf diese tollen Ideen nicht.

„Ich werde viel Geld erwerben", fuhr Heß fort, „und Du sollst es mitgenießen, aber Du mußt mein werden, Barbara, mein! Du weißt ja, daß ich Dich schon seit Jahren liebe, und all' das Geld macht mir keine Freude, wenn ich es nicht mit Dir theilen kann!"

Er erfaßte ihre Hand und wollte sie an sich ziehen.

Hastig entzog Barbara ihm dieselbe. „Laßt mich! laßt mich!" rief sie ängstlich.

„Nein, ich will Dich nicht lassen!" rief Heß, indem er dichter an sie herantrat und sie zu umfassen suchte; „ich habe mich lange genug nach Dir gesehnt, endlich will ich Dich besitzen!"

„Ich werde nie die Euere!" rief die junge Frau geängstigt und versuchte vergebens aus dem Zimmer zu entfliehen!"

„Ha! Du mußt es dennoch werden!" fuhr der Berauschte fort und umfaßte sie; „Du sollst es ja gut bei mir haben! Wie die reichste Bäuerin sollst Du gekleidet gehen!"

„Laßt mich los!" rief Barbara.

„Nein! Sag' erst, weshalb Du nicht die Meinige werden willst!"

Gewaltsam riß Barbara sich aus seinen Armen los.

„Gut, dann will ich es Euch sagen!" rief sie, von Angst und Verzweiflung getrieben; „weil Ihr meinen Mann ermordet habt! — Weil Ihr ihn im Walde von dem Felsen hinabgestoßen!"

Erschreckt war Heß einen Schritt zurückgetreten; er schien die Fassung zu verlieren, schnell sammelte er sich wieder. „Schweig!" Du lügst!" rief er; er vermochte die Worte kaum hervorzubringen.

„Ihr habt es gethan! Und wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt, so werde ich es laut ausrufen und zum Gericht hingehen, um es anzuzeigen!"

„Und Du lügst dennoch!" rief Heß, sich nicht mehr kennend; „wage nur ein Wort darüber auszusprechen und Du — Du, sammt Deinen Kindern — ihr Alle sollt sterben!"

Er hatte sie erfaßt und krampfhaft fest schlossen seine Hände sich um ihren Arm. Barbara rief laut um Hülfe, die Kinder schrieen. „Ruhig! Ruhig!" sprach Heß mit gedämpfte Stimme.

Da wurde die Thür geöffnet und Dr. Werneck trat ein. Erschreckt fuhr Heß zurück und sprang mit einer wilden Drohung aus dem Zimmer; halb ohnmächtig sank Barbara auf einen Stuhl; Werneck trat zu ihr.

„Barbara, was ist geschehen?" fragte er; „Sie riefen um Hülfe, was hat der rohe Mensch hier gewollt?"

Die junge Frau war noch zu heftig erschreckt, um antworten zu können; sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Der Gedanke, daß Heß ihren Mann ermordet habe, war durch sein Benehmen für sie zur vollen Gewißheit geworden. Sie wollte dem Doktor Alles gestehen; konnte sie Heß' Schuld indessen beweisen? Setzte sie sich dadurch nicht der Rache des rohen Mannes aus? Die Drohung, welche er gegen sie und ihre Kinder ausgestoßen, hallte in ihr wieder.

Auf Werneck's wiederholte Fragen erzählte sie endlich, daß Heß sie mit seiner Liebe verfolge und sie habe zwingen wollen, die Seinige zu werden.

„Bleiben Sie fest, Barbara, und lassen Sie sich nicht durch ihn überreden", sprach Werneck; „glauben Sie all' den Versprechungen dieses Mannes nicht, denn an seiner Seite würden Sie wenig glückliche Tage erleben."

Barbara versicherte, daß sie sich lieber den Tod geben würde, ehe sie Heß' Frau werde.

Werneck's Gegenwart gab ihr ein Gefühl der Sicherheit, sie überwand die Aufregung des Schreckens bald und zündete ein Licht an.

Der Doktor ließ sich nieder und rief die Kinder zu sich heran, denen er stets ein kleines Geschenk mitzubringen pflegte; die offene, laute Freude der Kleinen that ihm wohl. Wie leicht war doch ein Kinderherz zu befriedigen und zu beglücken! Nicht mehr als eine Handvoll Süßigkeiten gehörte dazu, um all seine Wünsche zu erfüllen.

Den Kopf auf die Hand gestützt, in Gedanken versunken, ruhte sein Auge auf den Kindern; wenn auch seine Wünsche so leicht zu befriedigen wären! Welche Hindernisse stellten sich denselben entgegen! Es fehlte ihm nicht an Muth, das höchste Ziel zu erringen, und doch sagte er sich oft, daß er es nie erreichen werde. Er hatte bisher fast nur der Wissenschaft und Anderen gelebt, war nicht auch er berechtigt, vom Glücke eine Gabe zu verlangen? Sollte sein eigenes Leben ein freudenleeres bleiben?

Er strich mit der Hand über die Stirn hin und blickte durch das kleine Zimmer. In diesem engen, ärmlichen Raume lebten glückliche Menschen; sie waren glücklich, weil sie ihre Wünsche zu beschränken verstanden, weil ihre Hoffnungen nicht hinauseilten über ihre Verhältnisse, in denen sie lebten. Konnte er nicht von ihnen lernen? Der Kopf lernt wohl, allein das Herz setzt sich über alle Lehren der Klugheit und Weisheit hinweg.

„Wird Heß wieder hierherkommen?" wandte er sich endlich an Barbara.

„Ich hoffe es nicht und ich glaube es auch nicht", gab die junge Frau zur Antwort. „Ich werde künftig die Thür verschließen, wenn ich allein im Hause bin."

„Thun Sie das", fuhr Werneck fort. „Barbara, wenn Sie Ihre Hand wieder verschenken, dann geben Sie dieselbe nur einem Manne, den Sie wirklich lieben, dem Sie gern jedes Opfer bringen würden. Sie müssen den Charakter desselben doppelt aufmerksam prüfen, denn es handelt sich nicht allein um Ihr Glück, sondern auch um das Ihrer Kinder. Lassen Sie sich nicht durch die Sorge um die Zukunft einschüchtern, denn Sie wissen, daß ich Ihnen gern jeder Zeit beistehen werde!"

Er reichte der jungen Frau die Hand und entfernte sich.

Heß war, als er das Haus verlassen hatte, an dem Bergabhange hinabgeeilt, auf einem Wege, der zu beiden Seiten von Weiden eingefaßt war. Seine Stirn glühte, die Worte Barbara's, daß er der Mörders ihres Mannes sei, hallten in ihm wieder; wenn sie diese Worte auch gegen den Doktor wiederholte? — Eine namenlose Angst erfüllte ihn. Woher wußte Barbara, daß er die dunkle That begangen hatte? Es war ja Nacht gewesen, kein Auge hatte sie gesehen, Niemand konnte als Zeuge gegen ihn auftreten und doch erfaßte ihn Bangen. Es war die Stimme seines Gewissens, die er bis dahin gewaltsam zurückzudrängen versucht hatte. Konnte Barbara ihn so offen beschuldigen, wenn sie nur einen Verdacht gegen ihn hegte?

Er stand still und legte sich gegen eine der Weiden. Um Barbara zu erringen, hatte er das Verbrechen begangen; im Walder hinter einem Felsen versteckt, hatte er auf ihren Mann gelauert. Arglos war derselbe auf dem schmalen Pfade niedergestiegen, da hatte er ihm einen Stoß versetzt, der ihn in den Abgrund hinabschleuderte. Der Unglückliche selbst konnte ihn nicht gesehen haben, und wenn er ihn auch gesehen hätte, sein Mund war für immer geschlossen. Sorgfältig hatte Heß diese That vorher überlegt und vorbereitet; was er gewünscht hatte, das war geschehen. Die Leute dachten nicht an einen Mord, sondern glaubten, der häufig betrunkene Wilderer sei aus Versehen hinabgestürzt, sein verdientes Geschick habe ihn ereilt.

Würde Barbara so lange geschwiegen haben, wenn sie wirklich einen Beweis gegen ihn hätte? Dieser Gedanke beruhigte ihn einigermaßen wieder; er war ein Thor gewesen, daß er sich durch ihre Worte hatte erschrecken lassen. Und wenn sie ihren Verdacht auch dem Doktor mittheilte, was konnte dieser ohne Beweis gegen ihn unternehmen?

Langsam schritt er weiter; es war ihm lieb, daß der Abend bereits hereingebrochen war und ihn Niemand bemerkte. Im hellen Tageslicht würde er befürchtet haben, daß seine glühende Stirn ihn verrathe. Eine tiefe Erbitterung gegen Barbara, gegen alle Menschen und gegen sich selbst erfüllte ihn; was hatte die That genützt, da er nicht mehr hoffen konnte, daß Barbara je die Seinige werde. War er nicht selbst der Erfüllung seines Wunsches entgegengetreten?

Plötzlich trat hinter einem der Bäume eine Gestalt hervor, es war Renno. Das Zusammentreffen mit diesem Manne war ihm unangenehm, obschon er ihm Rache geschworen hatte; einen Augenblick stand er still, dann wollte er seitwärts auf die Wiese treten, um ihm auszuweichen.

„Heß!" rief Renno.

Zögernd, langsam trat der Gerufene heran, denn er wollte nicht zu deutlich verrathen, daß er ihn fürchtete.

„Als Ihr vorhin aus dem kleinen Hause stürztet, war nicht der Doktor Werneck dort eingetreten?" fragte Renno.

„Ja", gab Heß zu Antwort.

„Was wollte er dort? Die junge Frau ist ja wieder genesen."

„Ich weiß es nicht."

„Heß", fuhr Renno leiser fort, indem er näher an ihn herantrat, „Ihr habt mir Rache geschworen, allein Ihr wißt daß ich Euch nicht fürchte und daß es Euch übel bekommen würde, wenn Ihr mir feindlich entgegenträtet; Ihr habt den Damm des Teiches durchstochen! —"

„Nein, das habe ich nicht gethan!" unterbrach ihn Heß, obschon seine Stimme sehr unsicher klang.

„Ihr habt es gethan!" sprach Renno; „wenn mir daran gelegen wäre, daß Ihr bestraft würdet, so würde ich die Beweise für Eure Schuld herbeigeschafft haben — es ist einmal geschehen, nun will ich Euch nicht weiter grollen; sagt mir indessen, weshalb Ihr dort in dem kleinen Hause gewesen seid."

„Ich kenne die junge Frau", gab Heß zur Antwort.

„Ich verlange eine offene Antwort", warf Renno ein. „Weshalb wollt Ihr mir nicht gestehen, daß Ihr die Frau liebt, — daß Ihr sie schon seid Jahren geliebt habt?"

„Woher wissen Sie dies?" fragte Heß erstaunt.

„Das kann Euch gleichgültig sein; Ihr seht, daß ich es weiß; ich habe nichts Uebles gegen Euch im Sinne, sonst hätte ich Eure That nur dem Gerichte anzuzeigen nöthig gehabt. Ihr könnt also ganz offen gegen mich sprechen, es wird Euer Schaden nicht sein."

„Ja, ich liebe Barbara", entgegnete Heß; „ich will sie heirathen."

„Habt Ihr ihr Euren Wunsch bereits mitgetheilt?"

„Ja", gab Heß zögernd zur Antwort.

„Nun?" Will sie die Eure werden?"

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Ich weiß es nicht."

„Solltet Ihr es wirklich nicht wissen?" fragte Renno. Die Dunkelheit gestattete ihm nicht, zu emerken, wie diese Frage das Blut aus den Wangen des Gefragten trieb.

„Nein!" antwortete Heß zögernd, verlegen.

„Dann könnt Ihr Euch auf die Schärfe Eures Blickes wenig verlassen", fuhr Renno fort. „Ist es Euch denn nicht aufgefallen, daß der Doktor Werneck die junge Frau noch immer besucht, obschon sie völlig genesen ist? — Sie ist hübsch und ich begreife wohl, wie ihre dunklen Augen das Herz eines Mannes zu gewinnen im Stande sind. Wißt Ihr nun, weshalb sie nicht die Eurige werden will?"

Heß schwieg; die Worte fuhren ihm durch den Kopf hin: sollte Werneck Barbara wirklich lieben? — Er konnte es nicht glauben.

„Der Doktor allein steht Eurem Wunsche im Wege", fuhr Renno fort; „Brabara wird die Eurige werden, sobald ihr Herz sich auf Werneck keine Hoffnung mehr machen kann. — Habt Ihr jetzt Arbeit?" —

„Nein, gab Heß zur Antwort.

„Ich kann Euch nicht wieder in Arbeit nehmen, ich will jedoch auch nicht, daß Ihr Noth leidet; hier habt Ihr Geld."

Renno gab dem Manne seine ganze Baarschaft, die er bei sich hatte.

„Wenn Ihr mehr nöthig habt, dann kommt zu mir", fügte er hinzu, „und wenn Ihr die Barbara heimführt, werde ich Euch zur Einrichtung des neuen Herdes behüflich sein; nun seht, daß Ihr bald zum Ziele gelangt."

Er schritt rasch weiter.

Ueberrascht blieb Heß stehen und wiederholte sich noch einmal Renno's Worte. Er war zu klug, um nicht die Absicht derselben zu durchschauen; sie sollten die Eifersucht gegen Werneck in ihm wachrufen. Oder sollte der Doktor wirklich Barbara lieben, — sollte sie nur deshalb sich geweigert haben, die Seinige zu werden? Er konnte es nicht glauben, denn Werneck's ruhiges, ernstes Wesen widersprach diesem Verdachte. Renno schien den Doktor zu hassen, deßhalb war er bemüht gewesen, ihn gegen denselben einzunehmen; lag nicht in seinen Worten, in dem Gelde, welches er ihm gegeben, die Aufforderung, Werneck unschädlich zu machen?

Ein spöttisches Lächeln glitt über Heß' Gesicht hin; er sollte für den Amerikaner handeln, sollte ausführen, wozu jener nicht den Muth besaß; er sollte einen zweiten Mord auf sein Gewissen laden, und wenn derselbe geschehen war, wer konnte dann gegen Renno auftreten? Hatte dieser mit einem einzigen Worte die That verlangt? Hatte er dazu aufgefordert? Wer konnte wagen, ihn zu beschuldigen? — In schlauer Weise hatte er die Schuld auf das Haupt eines Anderen gewendet.

Vergebens sann Heß nach, um zu erforschen, weshalb Renno den Doktor haßte; er wies den Gedanken, Werneck zu ermorden, anfangs entschieden von sich ab, und doch kehrte derselbe immer wieder und wieder und suchte sich verlockend bei ihm einzuschmeicheln. Wenn er die That beging, hatte nicht Renno dieselbe veranlaßt, war er nicht Theilnehmer derselben und erhielt er dadurch nicht einen unerschöpflichen Anspruch auf das Vermögen des Reichen? Dann brauchte er nicht mehr zu arbeiten, Renno mußte ihm Geld und wieder Geld geben, denn er war der Mitschuldige eines Verbrechens!

Die finsteren Gedanken ließen ihn nicht mehr los, mehr und mehr beschwichtigten sie die Bedenken, welche in ihm aufstiegen. Er war nicht der Mann, vor einer solchen That zurückzuschrecken, wenn sie ihm Gewinn brachte. Noch wollte er sie freilich nicht ausführen, denn zuvor mußte er wissen, weshalb Renno sie wünschte; zuvor wollte er von dem Reichen, den er noch immer haßte, möglichst viel Geld zu erlangen suchen, er hatte ihn aufgefordert, sich an ihn zu wenden, wenn er mehr bedürfe!

Langsam schritt er zur Bergschenke; dort konnte er sich Alles reiflicher überlegen; er hatte ja Zeit und brauchte nicht, wie die meisten seiner Bekannten, früh am folgenden Morgen zur Arbeit zu gehen. Er lachte laut auf bei diesem Gedanken. Waren sie nicht Thoren?

Mühten sie sich nicht für wenige Groschen, ohne daß sie Aussicht hatten, je weiter zu gelangen! Er trug in seiner Tasche mehr Geld, als vielleicht irgend einer von Allen besessen hatte, und noch hatte er keine Hand dshalb gerührt; ja, er verstand es, das Leben zu benutzen!

Wenige Tage später saß Fräulein von Hanstein mit ihrer Tante im Zimmer, als ihr ein Brief gebracht wurde. Gleichgültig erbrach sie ihn, doch kaum hatte sie ihn flüchtig gelesen, als ein unwilliger Zug über ihr Gesicht hinzuckte; sie wollte den Brief zerreißen, dennoch hielt sie ihn in der Hand und ihr Auge blieb darauf haften. Die wenigen Zeilen lauteten:

„Sie scheinen den Dr. Werneck Ihres Vertrauens zu würdigen, denn er verkehrt oft in Ihrem Hause. Noch häufiger besucht er die junge Frau Barbara, obschon dieselbe vollständig genesen ist und der ärztlichen Hülfe nicht mehr bedarf; er besucht sie fast immer zu einer Zeit, in der sie allein ist."

Diese Zeilen trugen keine Unterschrift. Eva war ein zu stolzer Charakter, um auf eine so versteckte und anonyme Anschuldigung irgend welchen Werth zu legen und doch betrachtete sie die Zeilen prüfend. Die Handschrift war sichtlich eine verstellte, doch trug sie die Zeichen einer großen Gewandtheit. Wer konnte diese Verläumdung geschrieben haben, denn sie hielt die Anschuldigung für eine Verläumdung, da sie Werneck hoch achtete. Wem konnte daran gelegen sein, ihr Vertrauen, das sie in den jungen, geistvollen Arzt setzte, zu erschüttern?

Sie dachte an Arthur, der sich ja in sehr bitterer Weise über Werneck ausgesprochen hatte, und doch gab sie diesen Verdacht sofort wieder auf, denn ein solcher Schritt lag nicht in Arthur's Charakter, er würde dem Doktor eher offen entgegengetreten sein und die Beschuldigung in's Gesicht gesagt haben. Auch an Renno dachte sie, sie hielt indessen auch ihn für zu edel, um zu solchem Mittel zu greifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vierjahrskönigiunen im Weißen Haus.

Mit William H. Taft, dem neuen Staatsoberhaupt, das an Stelle des im Frühjahr 1909 aus seinem Amte scheidenden Präsidenten Theodore Roosevelt aus der Präsidentenwahl hervorgegangen ist, zieht auch eine neue Vierjahrskönigin in das Weiße Haus zu Washington ein. Die Frau des Mannes, der auf die Dauer von vier Jahren an die Spitze der Nation tritt, spielt zwar in unserem öffentlichen Leben und in der Gesellschaft geldstolzer Milliardäre nicht die gleiche Rolle wie die hochfürstlichen Damen, die in den Großstaaten Europas mit ihrem gekrönten Gemahl den Thron theilen. Sie tritt, wenn er nicht eine hohe Stelle im Dienste der Justiz oder Verwaltung übernimmt, mit ihm in den Schatten des Privatlebens zurück. Auch die bescheidene Besoldung des Präsidenten, der als persönliches Entgelt für seine Mühewaltung nur $50,000 bezieht, bringt es mit sich, daß der Alltag im Weißen Hause in einfacheren Formen verläuft als am Hofe einer durch ihre geschichtliche Vergangenheit zu großer Prachtentfaltung gezwungenen Dynastie. An den Tagen großer Empfänge aber, wenn der Präsident ein offizielles Festessen gibt, oder im sogenannten östlichen Raum, einem Prunksaal von hundert Fuß, Bal: stattfindet, und bei vielen anderen Anlässen, tritt auch die jeweilig erste Dame der Union aus dem Privatdasein in die Oeffentlichkeit heraus. Botschafter und Gesandte, Minister und Staatssekretäre und hohe Offiziere, Kongreßmitglieder, Politiker, Attaches füllen die Räume wie in jedem Königsschloß bei festlichen Gelegenheiten. Im Mittelpunkte der auserlesenen Gesellschaft aber steht eine Frau, die oft genug dem unvermeidlichen Zwange der Etikette nichts weniger als hold und gewogen ist.

Thatsache ist, daß nur wenige Präsidentenfrauen sich in ihrer Stellung wohl gefühlt haben. Das galt schon von der Gattin des großen Washington. Während der ersten Jahre in New York und später in Philadelphia ärgerte sich Frau Washington nicht wenig darüber, daß sie in einem mit sechs Pferden bespannten, gelbgestrichenen Staatswagen durch die Straßen fahren mußte. Ebenso zuwider war es ihr, daß sie auf Reisen mit militärischen Ehren und Geschützsalut begrüßt wurde. Nach alter Hausfrauensitte pflegte sie noch ihre Kleider und hier und da auch die Garderobe des Gatten selbst anzufertigen, und sogar die Seidenborten des Kleides, das sie beim feierlichen Amtsantritt Washingtons trug, waren von ihr eigenhändig aus dem Material eines alten Sesselüberzuges gewebt. Das Ehepaar zog der Amtswohnung ein gemietetes Haus vor. Als Washington 1797 eine zweite Wiederwahl ablehnte, war seine Frau aufrichtig froh, wieder nach Mount Vernon zurückziehen zu können. In ihren Briefen kehrt mehrfach der Ausdruck wieder, daß „diese acht Jahre fürs Leben vollständig verloren" gewesen seien.

Ein hervorragender Charakter war ihre Nachfolgerin Dorothea Madison, die als Frau des Staatssekretärs Madison während der Dauer von acht Jahren für den verwittweten Präsidenten Jefferson die Repräsentation führte, um sodann, nachdem ihr Gatte 1809 Präsident geworden war, zur eigentlichen Hausfrau im Weißen Hause emporzusteigen. Frau Dolly, wie man sie in zärtlicher Abkürzung ihres Namens nannte, war ebenso schön wie liebenswürdig und gütig und erfreute sich im Lande, namentlich seit dem unglücklichen Kriege gegen England vom Jahre 1812, so großer Verehrung, daß man ihr nach dem Tode Madisons, der erst 1836 starb, für dessen hinterlassene Papiere einen hohen Betrag auswarf und Portofreiheit bewilligte.

Nur wenig Sympathieen wußte Frau Monroe zu erwerben, die 1817 als erste Hausfrau in das nach seiner Zerstörung im Kriege gegen England in schöneren und größeren Formen neuerbaute Weiße Haus einzog. Man zieh sie des Geizes und der Herzenskälte. Frohe Feste im Stil ihrer Vorgängerin waren nicht ihre Sache, und so hat es die Frau des Mannes, der durch die nach ihm benannte Doktrin, keine Einmischung Europas in die inneren Angelegenheiten der amerikanischen Staaten zu dulden, auf Jahrhunderte in der Geschichte fortleben wird, nie über eine steifleinene, öde Repräsentation hinausgebracht.

Von Frau Rachel Jackson, die schon wenige Tage nach ihrem Einzuge als Leiche aus dem Weißen Hause getragen wurde, und Lätitia Tyler, deren schwache Gesundheit schon nach einem Jahre unter der Last der Repräsentation zusammenbrach, ist wenig zu berichten. Auch aus der langen Reihe ihrer Nachfolgerinnen bis zur Erwählung Abraham Lincolns (1861)) genügt es Frau Polk und Fräulein Harriet Lane, die als Nichte des Präsidenten Buchanan ihrem Oheim den Hausstand führte, mit kurzen Worten zu erwähnen. Die erstgenannte verstand es, jeden Hauch von Frohsinn und feingeistiger Geselligkeit aus ihrer Umgebung zu verbannen. Harriet Lane aber, eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit, war eine leidenschaftliche Verehrerin jeden Sports, in der Athletik und im Wettlauf nahm sie es mit jedem Manne auf und erregte damit nicht wenig Anstoß in denjenigen Kreisen, die in den Traditionen der Frau Polk lebten.

Frau Marie Lincoln war eine maßlos heftige, herrschsüchtige, jeder Rücksicht und jedes Taktgefühls bare Dame deren sonst unbegreifliches Benehmen man nur dann erklären kann, wenn man annimmt, daß sie an häufig wiederkehrenden Anfällen hysterischen Irreseins litt. Eine Dulderin im wahren Sinne des Wortes hingegen war die Gattin des Vizepräsidenten Johnson, der durch die Ermordung Lincolns am 14. April 1865 den Präsidentenstuhl bestieg. Ihr, die durch widrige Schicksalsschläge früh zermürbt war, verdankte der Gatte, der als armseliger Schneidermeister zu Greenville, Tennessee angefangen hatte, den ersten und einzigen Unterricht seines Lebens im Lesen und Schreiben. Sie starb schon sechs Monate nach dem Amtsantritt Johnsons.

Ebenso verschieden wie über Ulysses Grant, dem seine Siege im Sezessionskriege den Weg zur Präsidentschaft bahnten, lauten die Urtheile über seine Frau Gulia, geb. Dent. Sie vermochte es nicht, sich Beliebtheit zu erwerben, und man behauptete unverhohlen, daß die anspruchsvolle und hochmüthige Frau, die eine höchst kostspielige Ausstattung des Weißen Hauses mit vollständig neuem Inventar durchsetzte, der Korruption im öffentlichen Leben, der ihr Mann so wenig ernsten Widerstand entgegensetzte, nicht immer fern gestanden hat. Die nächste nach ihr, Frau Lucia Hayes, geb. Webb, glich in ihrem Eifern gegen gesellige Freuden als strenge Abstinenzlerin Frau Polk, so daß der böse Leumund von ihr erzählte, daß auf den Soireen des Präsidenten „das Wasser in Champagnerkelchen" servirt werde.

Von ihren seitherigen Nachfolgerinnen hat nur Frau McKinley wegen ihrer unglücklichen Lebensschicksale die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ida Sexton, wie sie als Mädchen hieß, die Tochter einer reichbegüterten Familie in Ohio, ehelichte den begabten, aber mittellosen Advokaten aus reiner Herzensneigung. Beide Theile, der mit Erfolg aufstrebende, ernste Mann und seine mit allen weiblichen Tugenden und Vorzügen geschmückte Frau, brachten die Voraussetzungen zu einer Musterehe mit. Als ihnen die Kinder durch ein grausames Geschick entrissen wurden, sah die leidende Frau ihre einzigen Lebensaufgaben nur noch in der Sorge um den inniggeliebten Gatten, der auch sie mit ritterlicher Zärtlichkeit umgab, und in einer fast schrankenlosen Wohlthätigkeit. Der 6. September 1901, an dem McKinley zu Buffalo von dem polnischen Anarchisten Czolgosz tödtlich verwundet wurde, machte all ihrem Glück auf immer ein Ende. Gänzlich gebrochen, verließ die schon lange vorher schwer herzleidende Frau das Weiße Haus. Von ihrer Nachfolgerin, der zweiten Gemahlin des Präsidenten Theodore Roosevelt, gilt, was das Sprichwort sagt: daß diejenigen Frauen die besten sind, von denen man am wenigsten spricht. Auch ihre Ehe ist eine aus Zuneigung. In der Oeffentlichkeit ist sie weit weniger hervorgetreten, als ihre Stieftochter Alice, die Gemahlin des Kongreßmitglieds Nicholaus Longworth, man rühmt ihr dagegen nach, daß sie ihre Stellung gleich vortrefflich als einfache Hausfrau, wie in der vornehmen Repräsentation auszufüllen verstanden hat. Ihre trefflichen Eigenschaften als Hausfrau und Mutter, sowie als erste Dame des Landes sind schon oft rühmend anerkannt worden, und auch über die Wittwe des Präsidenten Cleveland wurde erst unlängst manches Interessante mitgetheilt.

Jetzt noch ein paar Worte über die zukünftige erste Dame des Landes: Frau W. H. Taft. Ihre näheren Bekannten schildern sie als eine überaus taktvolle, liebenswürdige und intelligente Frau, mit sehr toleranten Ansichten im Allgemeinen, und den weiten Blick, den ausgedehnte Reisen und eine seltene Beobachtungsgabe mit sich bringen. Wie unter diesen Umständen nicht anders zu erwarten, ist das Familienleben des Ehepaares und seiner drei Kinder ein äußerst harmonisches und glückliches. Der künftige Präsident findet in seiner Frau eine verständnißinnige Gefährtin, und diese ist wieder ganz ihrer Familie ergeben. Herr und Frau Taft gehören zahlreichen Vereinen und Klubs als Mitglieder an, obwohl sie sie nicht häufig besuchen. Nach Ansicht Frau Tafts ist aber gerade der Besuch von Klubs ein Bildungsmittel für Frauen, das sie davor schützt, einseitig zu werden.